

Dirk Brauns - Die Unscheinbaren - Unterrichtsvorschlag

Kees van Eunen

A) EINLEITUNG



Dirk Brauns, geboren 1968 in Berlin, lebte als Zeitungskorrespondent lange in Warschau, Peking und Minsk, bevor er in die Gegend von München zog. 2013 erschien sein Debütroman **Im Inneren des Landes**, dessen Hörspielversion »Hörspiel des Monats« wurde und der derzeit verfilmt wird. Sein zweiter Roman **Wir müssen dann fort** sein folgte 2016. 2019 erschien sein dritter Roman **Die Unscheinbaren**. Um diesen Roman handelt es in dieser Unterrichtseinheit.

Das Thema des Romans (siehe: <https://www.kiwi-verlag.de/buch/dirk-brauns-die-unscheinbaren-9783869711881>)

Auf dem Klappentext findet man folgende Infos über den Roman:

Jede Familiengeschichte hat ihre dunklen Geheimnisse, doch nicht in jeder werden die Eltern als Spione enttarnt – Dirk Brauns' hochspannender, aufwühlender Roman über einen Spionagefall und seine Folgen, angeregt durch die Familiengeschichte des Autors.



Es ist der Schockmoment seines Lebens: An einem kalten Wintertag im Jahre 1965 muss der achtzehnjährige Martin Schmidt in Gegenwart seiner Großmutter miterleben, wie die Stasi seine Eltern verhaftet: Seit vielen Jahren hatten diese - vor allem auf Betreiben seiner manipulativen Mutter - für den BND spioniert. Das Leben im sozialistischen Deutschland wird für Martin daraufhin zum Spießrutenlauf: Von seinen Mitschülern wird er geschnitten und verprügelt, beim Einkauf verhöhnt, die Nachbarn wechseln vor dem »Verräterkind« die Straßenseite. Die Großmutter verkraftet die Schande nicht und stirbt bald darauf. Als seine Mutter Jahre später freikommt, folgt er ihr in den Westen - zurücklassen muss er dafür Angelika, die große Liebe seines Lebens ...

Jahrzehnte später holen ihn diese traumatischen Ereignisse wieder ein: Er ist inzwischen gestandener Tierarzt in Bayern, frisch verwitwet. Historiker bitten ihn, seine Geschichte zu erzählen - er stimmt zu, auch um damit einen endgültigen Schlussstrich zu ziehen. Als er dies bei einem Besuch im Altenheim seiner Mutter eröffnet, erzählt sie im Gegenzug, dass Angelika bei ihr angerufen und sich nach ihm erkundigt habe - allerdings schon vor Jahren; als seine Frau noch lebte, wollte sie es ihm nicht mitteilen. Für Martin beginnt eine Reise zurück zu den Wurzeln. Er kontaktiert Angelika, stößt in Akten auf Widersprüche und Ungereimtheiten, taucht ein in die Welt der Geheimdienste und toten Briefkästen. Und er findet dabei nicht nur zur Geliebten seiner Jugendjahre zurück - er stößt auch auf schockierende Informationen darüber, wer damals die Eltern verraten hatte und wer davon alles profitierte.

Auf der Webseite des Magazins „Der Spiegel“ findet sich ein ausführlicher Artikel über den historischen Hintergrund des Romans. Der Autor selber sagt in einem Interview (<http://culturmag.de/crimemag/bodo-v-hechelhammer-im-gespraech-mit-dirk-brauns/121471>) dies darüber:

Mir ist wichtig zu sagen, dass diese Geschichte, Die Unscheinbaren, real gar nicht existiert. Es gibt diese familiäre Vorlage, aber das heißt nicht, dass nur etwas aufgeschrieben werden musste. Bei diesem Buch bestand die Arbeit vor allem darin, eine Atmosphäre, die als Lebensgeschichte da war,

literarisch zu verfremden und neu zu erfinden. Ein Nacherzählen dessen, was in unserer Familie tatsächlich passiert ist, hätte ich todlangweilig gefunden.

Der Spiegel-Artikel gibt die weiteren Hintergründe: <https://www.spiegel.de/geschichte/agenten-drama-in-der-ddr-wie-eine-familie-fuer-den-bnd-spionierte-a-1257770.html>.

Aufgabe 1)

- Lies den Klappentext durch. Markiere das Wichtigste darin.
- Lies anschließend den „Spiegel“-Artikel.
- Checkt zu zweit oder zu dritt, welche Infos im Spiegel-Artikel zurückzufinden sind im Klappentext des Romans.

Euer Urteil:

- O Der Klappentext stimmt deutlich überein mit den historischen Infos im „Spiegel“.*
- O Der Klappentext stimmt teilweise überein mit den historischen Infos im „Spiegel“.*
- O Der Klappentext stimmt wenig überein mit den historischen Infos im „Spiegel“.*
- O Der Klappentext stimmt nicht überein mit den historischen Infos im „Spiegel“.*

B) TEXTFRAGMENTE & AUFGABEN

Aufgabe 1)

50 Jahre nach der Verhaftung seiner Eltern, 2015 also, ist Martin Schmidt ein angesehener Tierarzt in einem kleinen Ort in Bayern. Er teilt die Praxis mit einem Kollegen. Seine Frau Emma, die er sehr geliebt hat und mit der er eine total glückliche Ehe hatte, ist gestorben. Seine einzige Tochter Mona lebt mit Mann und drei Kindern in Kalifornien. Sie hat gerade Martins Mutter, ihrer Oma also, die nur wenige Kilometer von Martin entfernt in einem Altersheim wohnt, telefoniert und ruft dann ihren Vater an.

- Lies den Text. Notiere, was du über die Familienverhältnisse erfährst.
- Gibt es in diesem Textfragment etwas, was man in Verbindung bringen kann mit dem Titel des Romans („Die Unscheinbaren“)?

O Nein

O Ja, nämlich:

[...]

Erneut klingelt das Telefon. Diesmal ist es Mona, seine in San Francisco lebende Tochter.

»Hallo meine Große, mit Oma schon fertig?«

»Das ging erschreckend schnell. Grüß dich, Papa!«

»Wieso erschreckend?«

»Irgendwas war mit ihrem Hörgerät. Ich musste brüllen, aber sie hat trotzdem nicht viel mitgekriegt, glaube ich.«

»Ihr ist sowieso nur wichtig, dass man versteht, was sie sagt.«

»He, Fiesling! Sie ist deine Mutter.«

»Gut, dass du mich daran erinnerst.«

Er sitzt auf dem Drehstuhl in der Anmeldung, vor sich ein gerahmtes Katzenfoto mit der Widmung: »Lieber Doktor Schmidt, ohne Sie würde unsere Mitzi wahrscheinlich nicht mehr leben. Im Namen der ganzen Familie - herzlichen Dank!«

Seine Tochter möchte wissen:

»Ist die E-Mail mit den Fotos bei dir angekommen?«

»Oh ja. Schön!«, sagt er, obwohl er die Bilder nicht geöffnet hat. Wo immer Mona ist, wohin sie auch reist, sie sucht und fotografiert für ihn Rinder, ob deutsche Holsteiner, weißblaue Belgier oder argentinische Angus, weil sie weiß, dass er Rinder mag und die allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber diesem für den Menschen so wichtigen Tier nicht nachvollziehen kann.

»Ist dir der Teller mit dem Wasserbüffel-Mozzarella aufgefallen?«

»Sicher. Was sollte das?«

»Stell dir vor, so was servieren sie hier im Cafe um die Ecke zusammen mit Cappuccino und nennen es Silicon-Valley-Frühstück.«

Er hört sie glockenklar lachen, seine Tochter, auf der anderen Seite des Erdballs. Ihm krampft sich das Herz zusammen. Mit dem ganzen Körper, mit einem elektrisierenden Schauer auf der Haut erinnert er sich daran, wie es war, wenn sie ihn früher umarmt hat. Schon als kleines Mädchen neigte sie zu einem langanhaltenden, festen Drücken. Wenn diese Attacken ihm galten, verzog er jedes Mal das Gesicht, als hätte er Wichtigeres vor. Wie verständnislos kann man als Vater eigentlich sein, sinniert er, während sie sich südlich von San Francisco weiter über ein Mozzarella-Frühstück amüsiert. Dass sie dieselbe Stimmlage wie ihre Mutter hat, macht es nicht leichter. Um nicht rührselig zu werden, zwingt er sich zu fragen:

»Und wie geht es meinen Enkelkindern?«

»Alles gut. Olivias Geburtstag war nett, obwohl es gewittert hat und wir drinnen feiern mussten. Du fragst so komisch. Alles in Ordnung?«

»Sicher.«

Er überlegt, was er sagen oder eher nicht sagen soll. Seine Tochter fehlt ihm, fehlt ihm wie Emma, dabei ist sie am Leben! Und während des ganzen Telefonats hängt dieses Mitzi-Bild vor seiner Nase. Tiere retten, Kaiserschnitte durchführen, das kann ich. Aber meine Frau stirbt mir einfach weg, hadert er mit sich.

Bloß nicht daran rühren, dann fangen beide an zu heulen. Mona hat sich ihren Kindheitstraum erfüllt und Veterinärmedizin studiert. Schon als Sechsjährige seziierte sie Mäuse in Lohmaiers Scheune. Später begleitete sie ihn auf seinen Touren, assistierte bei Operationen, war mit großem Ernst bei der Sache. Er konnte ihr ruhigen Gewissens Nachschauvisiten überlassen, da war sie noch Studentin, oder sie als Beobachterin bei Hundegeburten einsetzen, die sich mitunter bis zu einem Tag hinzogen.

Er hat nie daran gezweifelt, dass sie die Praxis übernehmen würde. Aber sie zog es vor, einen Kalifornier zu heiraten. Einen fröhlichen Programmierer mit Waschbrettbauch und unstillbarem Fortpflanzungsdrang. Ihm kommt es vor, als wäre sie gekidnappt und an den nunmehr dritten Kinderwagen gekettet worden.

Sie wollte es so. Er muss sich damit abfinden. Übergangslos kommt er auf einen Spruch der vierjährigen Carry zu sprechen, neulich auf seinem Anrufbeantworter.

»Sie hat gemeint, wenn ihr Papa erst eine Frau geworden ist, wird er auch aufhören zu rauchen. Putzig! Kannst du das erklären?«

Die Unterhaltung driftet ab in das erwünschte, angenehm laue Fahrwasser um Faschingsfeiern, Gute-Nacht-Geschichten und Erlebnisse auf dem Spielplatz.

Wenig später verlässt er das Haus, um wie verabredet seine Mutter zu besuchen. Er zieht die Mahagonitür hinter sich zu. Das Einschnappen des Schlosses und das Drehen des Schlüssels kommen ihm endgültig vor, ohne dass er das Gefühl begründen kann. Seit einiger Zeit muss er sich überwinden, aus dem Haus zu gehen. Er ist dünnhäutiger geworden, fast übervorsichtig.

Was Emma seinen Spleen nannte, wird wieder stärker. Wenn er das leere Haus betritt, wandert er durch die Zimmer und versucht herauszufinden, ob jemand dagewesen ist. Ist das so abwegig? Er überprüft Steckdosen und Lampenschirme auf eingeschleppte Technik. Emma hat seine, zugegeben, gewöhnungsbedürftige Art, nach Hause zu kommen, nie verstanden. Wie auch? Dem Agentenhaushalt entstammt er!

Er weiß, wie es ist, wenn sich die eigenen Eltern abends im Wohnzimmer einschließen, um geheime Nachrichten zu verfassen.

Sein Vater hat auf dem Sterbebett darüber gesprochen. In jenem distanzierten Ton, den er bei Themen anschlug, die ihm wichtig waren: »Insgesamt müssten es etwa hundert Geheimschriftbriefe gewesen sein, die ich an die Deckadressen versendet habe. Beim Schreiben trug ich Handschuhe, alte weiße Stoffhandschuhe, die ursprünglich Mama gehörten. Und als Schreibmittel habe ich präparierte Seidentücher benutzt, die wie Durchschlagpapier funktionierten ...«

Es war keine Erklärung, wie sein Sohn sie sich erhofft hätte.

Den Hausschlüssel noch in der Hand, wartet er an der Straße. Die Luft ist frühlingshaft mild und klar. Das aus Richtung Ortsmitte kommende Auto hört er, lange bevor es um die Ecke biegt.

Ein wenig wird er von einem über den Zaun ragenden Holunderstrauch verdeckt. Aber er ist deutlich zu erkennen: ein schlanker, mittelgroßer Mann im Trenchcoat, der sich mit seinem Taschentuch noch einmal über die Schuhe wischt. Für einen Moment balanciert er dabei auf einem Bein. Dann harrt er mit unbewegtem Gesicht weiter aus.

In dem Wagen sitzt eine Dame aus dem Nachbardorf. Er kennt sie aus dem Gartenbauverein. Von ihrem Wissen, vor allem was den Obstbaumschnitt anlangt, hat er als Hobbygärtner mehrfach profitieren dürfen.

Einer Eingebung folgend, unternimmt er keinerlei

Anstalten, diese ihm durchaus sympathische Person auf sich aufmerksam zu machen.

Vielleicht ist das eine meiner hervorstechendsten Eigenschaften, sagt er sich auf dem Weg zur Garage und muss grinsen: übersehen zu werden.

Dirk Brauns, Die Unscheinbaren. Roman

Galiani, Berlin 2019

ISBN 978-3-86971-188-1

S. 22-27

Aufgabe 2)

Martins Mutter hat ihm bei seinem Besuch erzählt, dass seine frühere heißgeliebte Freundin Angelika Walder vor 5 oder 6 Jahren bei ihr angerufen hätte und wissen wollte, wie es Martin geht. Sie wollte ihm das nicht sagen, weil er glücklich mit Emma verheiratet war. Nun ist Emma gestorben und sagt sie es ihm und gibt ihm Angelikas Telefonnummer. Martin ruft sie an. Einige Zeit später kommt sie - unerwartet - zu ihm zum Besuch.

Lies das folgende Textfragment. Unterstreiche oder markiere wichtige Punkte.

Notiere alles, was du über das Verhältnis zwischen Angelika und Martin und über die beiden Personen erfährst.

Angelika jetzt	Martin jetzt	Heutiges Verhältnis miteinander
Angelika früher	Martin früher	Früheres Verhältnis miteinander

Am Abend trinkt er Tee in seiner Küche. Er überlegt, ein Bad zu nehmen. Sich im Schaum zu aalen und zu dösen, das hatte er schon in Berlin vorgehabt und war nicht dazu gekommen. Er will nur noch den Müll wegbringen.

Vor dem Haus kommt ihm eine Frau entgegen. Er will auf die Öffnungszeiten der Praxis verweisen, da erkennt er sie. Fünfzig Jahre konnten ihrer Attraktivität nichts anhaben. Es ist das Erste, was er denkt. Wenn von Denken die Rede sein kann.

»Angelika«, sagt er mit brüchiger Stimme.

»Hallo, Martin! Störe ich?!«

»Nein, nein.«

Er weiß nicht, wie er reagieren soll. An seiner Hand schlenkert der orangefarbene Beutel.

Sie tritt näher, unternimmt Anstalten, ihn zu umarmen. Er riecht ihr Parfüm. Zu seinem Schrecken könnte es aber auch die Duftfolie des Müllsacks sein.

»Augenblick!«, nuschelt er und taucht unter ihrem Arm hindurch. Er schämt sich in derselben Sekunde. Aber was soll er tun? So ausgestattet kann er sie nicht umarmen!

Die paar Meter bis zum Tonnenhäuschen kommen ihm wie eine gepflasterte Ewigkeit vor. Er spürt Angelikas Blicke im Rücken, ihre Verwunderung, und tastet sich Schritt für Schritt voran, als würde er ein Hochseil überqueren.

Und die ganze Zeit dieses verfluchte Rascheln!

Auf dem Rückweg gewinnt er die Fassung zurück. Er staunt erneut, wie schön sie ist, durchaus gealtert, aber zugleich wie von Zauberhand frisch gehalten. Als er sie umarmt, klingeln ihre Armreifen.

Beide sagen nichts. Mit abgewandten Köpfen lehnen sie aneinander und lösen sich dann voller Verlegenheit. Seine Nase ist nicht besonders fein, aber er glaubt, dass das eben ihr Duft war und nicht diese scheußlich parfümierte Tüte.

Sie verlieren kein Wort über den peinlichen Moment.

»So lebst du also. Hübsch. Ein kleiner Palast«, stellt sie drinnen fest. Er lacht los. Welche Freude, dass sie da ist, auch wenn alles kompliziert scheint. Unübersichtlich. Zur Beruhigung beginnt er, über große Räume und Umbauten zu reden.

»Platz kann man nie genug haben, hatten wir gedacht! Vor der Renovierung war das ein Ziegenstall. Schau mal, dort drüben ragen noch die Ringe zum Anbinden aus der Wand.«

Ziegenstall? Anbinden? Unter den Worten lauern Fallklappen, bildet er sich ein. Wenn er könnte, würde er nichts sagen. Vorsichtshalber hält er sich die Hände vor den Mund, aber er lacht nicht mehr. Angelika steht am Küchentisch, dreht sich in ihrem schicken, gepunkteten Kleid, spielt am Verschluss ihrer Handtasche, setzt sich nicht hin.

»Entschuldige bitte, Martin, dass ich bei dir reinplatze.«

»Das macht nichts. Ich ... ich wollte sagen ...«

»Nein, ich hätte nicht kommen sollen.«

»Aber warum? Sag nicht so etwas!«

»Unangemeldet, meine ich.«

Sie schüttelt den Kopf. Nach dem Telefonat hatte sie die Website der Praxis besucht und sein Bild gefunden. In der laufenden Version gefällt er ihr weniger. Sie mustert ihn - die müden Augen, die spärlichen Haare, die sparsamen Bewegungen - und verliert den Glauben, jemandem begegnen zu können, den sie für die Liebe ihres Lebens gehalten hatte.

»Beim Lachen versteckst du deine Zähne wie früher, weißt du das?«

»Aber es sind die dritten.«

Die Teekanne dampft so stark, als wäre er inzwischen nicht draußen gewesen und wie eine Romanfigur von Stanislaw Lem durch die Zeiten gerast.

»Magst du eine Tasse?«

»Was ist es denn?«

»Pfefferminze und Birkenblätter aus dem Garten, dazu etwas Ingwer.«

»Originelle Mischung.«

Zögernd sagt er:

»Sie stammt von Emma, meiner Frau.«

»Ach so. Ja. Probiere ich mal.«

Sie stolpern durch ein Dickicht von Zweideutigkeiten. Sie stolpern vor allem, weil sie Gepäck mitbringen. Verbindendes und Trennendes. Jeder rätselt, was er dem anderen zumuten oder lieber weglassen und weiter mit sich ausmachen soll.

Er starrt auf Emmas Teebüchse. Angelika kramt einen Stapel Fotos hervor. Von wenigen Ausnahmen abgesehen sind es die gleichen, die auch bei ihm in den Kisten lagern.

Sie legt ihm Strandaufnahmen vor, Schnappschüsse in Faschingskostümen, Innenansichten des Blanken-burger Hauses, auch das anrührende Doppelporträt, auf dem sie sich aneinanderdrücken und die Finger verschränken. Darunter kommen Aktbilder von ihr zum Vorschein, die er in den Monaten nach der Verhaftung der Eltern gemacht hat, in deren Schlafzimmer. Angelikas Nacktheit blitzt auf, in Schwarzweiß. Sie verdeckt sie und fragt:

»Fällt dir auf, dass du nie in die Kamera siehst?«

»Aber du auch nicht!«

Er zupft die Aktbilder wieder nach oben und breitet sie aus. Es sind keusche Posen, zarte Erinnerungen an etwas, wofür ihnen die Worte fehlen.

»Martin, ich war sechzehn. Du warst mein erster Liebhaber und hast mich mit deiner Verehrung, mit deinen Bedürfnissen überschüttet und überfordert. Woher sollte ich auf solchen Bildern einen offenen Blick nehmen?«

Der Einspruch kommt unerwartet.

»Verstehe«, lenkt er ein und bereut die kleine Frechheit, aber Angelika ist nicht aufzuhalten.

Wahrscheinlich besucht sie ihn deshalb. Nicht im Überschwang. Eher aus Neugier, um etwas geradezurücken. Sie ist hier, denkt er, um das Kapitel endgültig abzuschließen und sich von ihm zu erlösen. So wie er sich vorwirft, sie auf Wunsch der Mutter damals zurückgelassen zu haben, beschuldigt sie sich, vor seiner Ausreise in eine Affäre geschlittert zu sein, mit einem Blender und Leichtfuß, der sie gleich schwängerte und in Ostberlin festhielt. Beim Tee in der oberbayerischen Küche hadern sie, jeder für sich, mit ihren Entscheidungen.

»Und die Sache vorhin, weißt du, woran mich das erinnert hat?«

Ihm ist sofort klar, was sie meint. Die orangefarbene Rolle liegt noch auf der Spüle.

»Na?«

»An deine Anrufe. Erinnerst du dich? Um 15 Uhr hast du mich angerufen, um mir >I love you< zu sagen oder >Sweet love I love you so much.< Immer auf Englisch. Weil ich Englisch lernen sollte. Überhaupt sollte ich lernen, Allesmögliche lernen, und mich vorbereiten auf die Zeit später im Westen. Jeden Tag war das so. Punkt 15 Uhr musste ich am Telefon sein und du hast mir deine Liebe gestanden, du kleiner Pedant.«

Sie amüsiert sich. Das »I love you« zelebriert sie wie einen köstlichen Spaß, und schubst ihn, lässt ihre Hände auf seinem Oberarm liegen.

»Siehst du, wieder schaust du zur Seite! All die Regeln und Abfolgen und Listen. Bist du noch so? Hat das geklappt mit der biographischen Struktur? Wie hast du das genannt. E-H-K - richtig?! Erst Existenz sichern, dann heiraten, dann Kinder. Puh!«

Er zwingt sich, ihr ins Gesicht zu sehen. Brutal kommt ihm das vor. Unausweichlich. Mit den Augen zeichnet er die Fältchen um ihren Mund nach, ihre spöttisch blitzenden Augen, die feine, wie von einem Ritschmaler entworfene Stupsnase, ihre Wangen, ihre glatte Stirn und die verzottelten, nicht mehr naturblonden Haare.

All das ist ihm vertraut und völlig unbekannt.

Ihre Stimme sitzt tiefer. Die entschiedene, fast ruppige Art, wie sie sich ihre Armreifen nach oben streift, ist auch bemerkenswert. Noch immer scheint sie zerbrechlich. Ihr Äußeres kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, welch souveräne und starke Frau vor ihm sitzt.

»Was bist du eigentlich von Beruf?«, möchte er wissen und wäre nicht erstaunt, wenn sie Akrobatin im Zirkus geworden wäre. Oder Kosmetikerin. Oder Rettungsschwimmerin.

»Diätköchin. In den letzten Jahren habe ich als Ernährungsberaterin gearbeitet. Mit Kursen, Vorträgen und eigener Homepage.«

Das scheint ihm ebenso passend.

Er erinnert sich, dass er auf sie zählen konnte. Im Winter 1965, als Idioten aus seiner Schule, für die er ein »Agentenbastard« war, ihn in Blankenburg angriffen, hielt sie zu ihm. Im Unterschied zu jemandem, den er bis dahin als Freund angesehen hatte, rannte sie nicht weg, als die Meute auf ihn losging. Sie hatten nur Schlittschuh laufen wollen. Auf den zugefrorenen Teichen am Ortsrand. In kalten Wintern waren Rieselfelder gute Rieselfelder, man durfte nur nicht auf dem Eis hinfallen. Er konnte ihr noch seine Armbanduhr zuwerfen, dann wurde er verdroschen und drosch so gut es ging zurück. Er erinnert sich an Gebrüll, die blutigen Gesichter, den Mief in der Kleidung und vor allem an Angelikas Ausharren, an ihre wütenden Flüche und Anfeuerungsrufe, an die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihm hinterher die Uhr zurückgab.

Es stimmt, unter den gegebenen Umständen schätzte er Regeln. Wo alles zusammenbrach, war er um Ordnung bemüht.

Hatte sich seine Liebe für sie angefühlt wie eine Hausaufgabe?

Als der zwei Jahre Ältere hielt er es für angebracht, die Rechtschreibung ihrer Briefe zu korrigieren. Er maßte sich an, ihr das wahre Gesicht dieses Staates erklären zu wollen. Obwohl sie einen Bruder hatte, der bei seiner Flucht beinahe erschossen worden war. Und nachdem sie miteinander geschlafen hatten, überprüfte er am Morgen ihre Basaltemperatur - mit dem Familienthermometer. Plötzlich glich er seinem Vater, der auch immer rechnend um den Monatskalender der Mutter geschlichen war.

All das schwebt zwischen ihnen. Es führt dazu, dass sie sich vom Tisch erheben und verabschieden. Als wäre der Besuch etwas, das abgebrochen werden muss. Als wirke die Gegenwart des anderen, dieses vertrauten Unbekannten, wie eine Überdosis.

Auf dem Weg nach draußen sind sie erleichtert. Sie wollen sich nicht trennen. Doch sie tun es. Es spendet ihnen seltsame Hoffnung: Selbst -wenn sie etwas nicht wollen, wollen sie es offenbar beide.

Aus dem Auto ruft sie ihm zu, dass sie Navigationsgeräte verabscheue und jedes Mal gespannt sei, wo sie landen würde.

Dirk Brauns, Die Unscheinbaren. Roman

Galiani, Berlin 2019

ISBN 978-3-86971-188-1

S. 150-158

Aufgabe 3)

Martin hat seine Mitarbeit versprochen bei einem Projekt des Berliner Spionagemuseums. Er soll über die Spionagegeschichte seiner Eltern interviewt werden und kann zur Vorbereitung alle möglichen Dokumente dazu durchsehen, nicht nur in Berlin, sondern auch in Pullach bei München, beim Bundesnachrichtendienst. Und so fährt er dorthin mit der S-Bahn. Und denkt an seine Kontakte dort mit Friedrich Kappelhoff, einem hohen Beamten, der der Familie nach der Ausreise aus der DDR damals sehr geholfen hat, sich in Westdeutschland zurechtzufinden.

Lies das Fragment.

a) Notiere in Stichpunkten, was du darin über die wichtigsten Personen erfährst:

Personen	Infos über die Personen
<i>Martin Schmidt</i>	Biographisches / Liebe / Familie / Karriere / Geheimdienstertfahrungen:
<i>Emma, Martins Frau</i>	Biographisches / Liebe / Familie / Karriere:
<i>Friedrich Kappelhoff</i>	
<i>Die „Ostberliner Genossen“</i>	

<i>Info aus den Geheimdienst-Dokumenten über Martins spionierende Eltern und darüber, wer sie verraten hat</i>	
--	--

Morgens nach Pullach

Nicht zum ersten Mal. Trotzdem ist er nervös. Wegen Angelika hätte er den Termin fast verschwitzt. Sie haben am Dienstag telefoniert und auch am Mittwoch. Den Donnerstag haben sie ausgelassen.

Auf dem Weg zur S-Bahn springen Kröten vor ihm her. Gern würde er es ihnen gleichtun, wagt aber nur diskrete Hüpfen. Diese Tiere sind so winzig, dass er sie anfangs für Käfer hält. Ihr »oäck« klingt wie ein Knurren oder Bellen.

Beim Umsteigen in der Stadt denkt er an Kappelhoff. Vor vielen Jahren hatte er ihm die Abstufungen zwischen X-, Y- und Z-Personal erklärt, zwischen denen also, die täglich durchs Rolllor kommen und ihren Ausweis mit dem Tarnnamen vorzeigen; anderen, die ebenfalls hauptamtlich, aber abgesetzt von der Zentrale arbeiten; und schließlich Z-Leuten wie ihm, keine Bedienstete des Bundes, sondern Honorarkräfte. Nicht ganz so vertrauenswürdig und *charakterlich wertvoll und nachrichtendienstlich bewährt* - heißt es in den entsprechenden Richtlinien.

»Für unsere Agenten«, sagte Kappelhoff, »die ja ihre Selbstständigkeit aufgegeben und dem Dienst ihre Seele verkauft haben, bleibt Pullach das Muttertier. Dorthin sehnen sie sich zurück, auch wenn sie abgeschaltet wurden.«

Martin ging es anders.

Auch jetzt geht es ihm nicht so.

Im Strom der Angestellten, die den S-Bahnhof verlassen und in den ominösen Gelenkbus mit der Zielangabe »Betriebshof« steigen, sich aufs Rad schwingen oder wie er die anderthalb Kilometer zu Fuß gehen wollen, sieht er das Unspektakuläre, Alltägliche.

Die Gespräche um ihn herum drehen sich um Fußball, das Wetter, Ausflugsziele.

Er bewegt sich in dem Grüppchen, das mit ihm ausgestiegen ist. Sie passieren das Viertel der Einfamilienhäuser, dann die Parkanlage und - bereits in der Nähe des von Mauern und Stacheldraht umgebenen Areals - auch den Spielplatz mit dem Schild, dessen Bigotterie ihn jedes Mal anspringt: »Hier der Jugend frohes Lachen, soll uns allen Freude machen.«

Der Herr neben ihm steckt in einem braunen, etwas zu kurz geratenen Anzug, so dass unweigerlich die Schuhe auffallen. Es sind Mokassins mit Lederbommeln, ein typisches Modell aus der Bundeswehrkleiderkammer. Der Kollege dahinter trägt eine Pilotenbrille. Will er sich vor dem Nieselregen schützen? Und die drei vorauslaufenden Frauen wirken, als wären sie zum Wandern oder Zelten unterwegs: Goretexjacken, robuste Stiefel und Rucksäcke mit reflektierenden Streifen.

Ohne Emma, ohne die Aussprachen mit ihr, könnte er sich dort einreihen. Er würde morgens zum Dienst erscheinen, irgendein naturwissenschaftliches Fachgebiet betreuen, Fleißpunkte sammeln, Initiative zeigen und die nächsthöhere Besoldungsstufe anstreben.

»Bist du verrückt, dich mit denen einzulassen?! Jemand wie du müsste es besser wissen!«, schimpfte sie, als er in eine bedrohliche Lage geschlittert war.

Er versuchte, es ihr zu erklären, versuchte zu sagen, dass es für ihn als ehemaligen Ostberliner durchaus Gründe gab, sich zu engagieren.

Emma war sein Ankerplatz, seine Vertraute. Aber er konnte ihr nicht alles sagen, weil sie nicht alles verstand. Weil sie in Bad Kissingen aufgewachsen war und nicht in Ostberlin. Weil ihre Eltern Oberstudienräte an einem Mädchengymnasium gewesen waren und keine Spione. Sie hatte nie das zweifelhafte Vergnügen gehabt, von Stasi-Mitarbeitern vor die Wahl gestellt zu werden, entweder mit konspirativem Auftrag ausreisen und studieren zu können oder im Arbeiter- und Bauernparadies zu bleiben und dort versauern zu müssen.

Er war kein Märtyrer. Er wollte den ganzen Dreck hinter sich lassen und redete sich ein, dass es nur eine Unterschrift wäre. Nach der Übersiedlung, bei den üblichen Befragungen, vertraute er sich Kappelhoff an. Er hoffte, dass die Ledermäntel jenseits der Grenze ihn in Ruhe lassen würden. Er wollte diesen Schutzwall beim Wort nehmen und dahinter abtauchen. Für immer verschwinden.

Aber es kam anders.

Emma und er bezogen eine Wohnung in München-Schwabing. 35 Quadratmeter, Erdgeschoss. Für mehr reichte es nicht. Sie arbeitete als Sekretärin. Er schrieb an seiner Doktorarbeit und bekam eine Stelle im Labor eines Pharmakonzerns, wurde »Versuchstierleiter«. Neben der Betreuung und Überwachung aller Versuchstiere hatte er dafür zu sorgen, Antisera und Antikörper für verschiedene Forschungsprojekte und Medikamente zu gewinnen. Es ging um Immunisierung, um die Herstellung von Immunglobulin-Emulsionen für den weltweiten Vertrieb, um Blutanalysen und Plasmaphorese. Eigentlich waren das nicht seine Themen, aber ein Kommilitone, mit dem er als Fleischbeschauer auf den Schlachthöfen gearbeitet hatte, schwärmte vom Umfeld und der Bezahlung.

Seit sieben Jahren lebte er im Westen. Er hatte das Staatsexamen abgelegt, seine Approbation als Tierarzt und die Promotion in der Tasche. Und Emma hatte irgendwann »Ja!« gesagt. Bei einem Frühstück hatte er Rosen aus der Vase gefischt und ihr in den Schoß gelegt. Welchem Ritual sie folgten, welche Kraftquelle sie anzapften, ging ihm erst auf, als er vor ihr kniete und nichts sehnlicher wünschte, als sich dieser Frau würdig zu erweisen. Töchterchen Mona war unterwegs, aber das wussten sie in diesem Moment nicht. Nach dem jahrelangen Büffeln wollte er für seine kleine Familie nun Geld verdienen.

Kappelhoff mahnte Vorsicht an: »Die Stasi operiert auch im Westen. Umfangreicher, als viele wahrhaben wollen. Für diese Herren bist du interessant, nicht zuletzt wegen deiner Forschungen für die Pharmaindustrie.« Er hatte ihm von Fällen erzählt, in denen über Verwandte oder ehemalige Schulkameraden versucht wurde, einen Kontakt herzustellen. Eine gängige Methode, an persönliche Daten zu gelangen, bestände darin, Auffahrunfälle zu inszenieren. Es könnte darum gehen, war er von Kappelhoff gewarnt worden, seine Lebensgewohnheiten auszukundschaften. »Wenn sie an jemanden heranwollen, sammeln sie alles. Für sich genommen sind es Belanglosigkeiten: Tagesrhythmus, Freizeitbeschäftigungen und Hobbys bis hin zu laufenden Krediten oder abgeschlossenen Versicherungen. Zusammengesetzt aber ergibt sich ein komplexes Bild der Zielperson. Vorlieben, Sorgen, Ängste, Schwachpunkte und ambivalente Gefühle, bei denen sie dann ansetzen können.«

»Das sind doch Räuberpistolen«, entgegnete Martin. Er konnte sich nicht vorstellen, wie weit diese Leute gehen würden. Aber Kappelhoff insistierte: »Falls sie tatsächlich auf dich zukommen und Druck ausüben, müsstest du zu eurem Schutz unter Umständen sogar den Pharmajob kündigen und abtauchen. Wolltest du nicht mal eine Praxis eröffnen?«

Eines Abends klingelte es. Da Martin neben dem Telefon saß, hob er ab. An den Anruf erinnert er sich wie an einen Tornado im Wohnzimmer.

Eine sonore, männliche Stimme sagte: »Herr Schmidt, schön, Sie am Apparat zu haben. Wir wollten uns bei Ihnen melden. Sie wissen, weshalb.«

»Mit wem spreche ich?«

»Das tut nichts zur Sache.«

»Doch, tut es. Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht.«

»Aber wir kennen Sie. Das sollte reichen. Mir liegt hier eine Erklärung vor. Ist ein paar Jahre her, aber ich glaube, das ist Ihre Handschrift. Übrigens auch Ihre Unterschrift. Martin Michael Schmidt, richtig? Geboren und aufgewachsen in Berlin-Blankenburg. Haben Sie uns etwa vergessen? Wie geht es Ihnen? Und vor allem, wie geht es Ihrer hübschen Freundin?«

Er krachte den Hörer auf die Gabel.

Emma rief aus der Küche:

»Alles in Ordnung? Wer war dran?«

»Jemand hat sich verwählt.«

Die Worte Handschrift und Unterschrift schwelten im Raum. Dazu diese wohlmeinende Stimme. Um nicht loszubrüllen, stopfte er sich, das weiß er noch, eine Faust in den Mund.

Die Ostberliner Genossen.

Sie waren für ihn nie ganz aus der Welt gewesen.

Mit dem Körper, vor allem mit dem Körper, hatte er ihre Ankunft erwartet. An miesen Tagen, wenn er sich nicht anders zu helfen wusste, nahm er Tabletten. Um die Privatadresse zu schonen und Lebensspuren einigermaßen zu verwischen, ließ er sich Briefe nicht nach Hause, sondern an ein Postfach schicken. Außerdem brachte er, gegen Emmas Protest, an der Wohnungstür einen Vorhang an. »Unser Flur ist so klein und du verstopfst die Nische noch mit diesem Ungetüm!«

Sie schüttelte den Kopf. Sie schüttelte auch den Kopf über die Vorstellung, dass jemand im Treppenflur stehen sollte, um ihre Gespräche zu belauschen. Ebenso wenig konnte sie nachvollziehen, weshalb er Telefonen misstraute, weshalb manche Unterredungen besser auf dem Hinterhof stattfanden, weshalb ihm vor Uniformträgern der Schweiß ausbrach, selbst im Zug, wenn ein Schaffner nur die Fahrscheine kontrollieren wollte, weshalb er sich schwertat, Freundschaften zu schließen, weshalb er anderen wenig von sich erzählte und dieses Eine, über das Emma immerhin Bescheid wusste, schon gar nicht.

Das fand sie traurig. Sie wollte es nicht wahrhaben, obwohl es zu ihm gehörte. Obwohl es ihn zu dem gemacht hatte, der er war.

Mit ihrer Hilfe kämpfte er dagegen an. Er mühte sich um Normalität und mit den Jahren wurde es besser.

Während er vor der Zentrale in Pullach wartet, denkt er an Emma, an ihr festes, letztlich den Ausschlag gebendes: »Nein!«

Der Archivmitarbeiter, mit dem er telefoniert hatte, führt ihn durch eine elektronisch gesicherte Schleuse in ein Studierzimmer. »Sie sind der einzige Besucher.«

Der Raum ist kahl. Ein paar Tische und Bänke, das Porträt des Bundespräsidenten und Fenster, die den Blick auf eine Rasenfläche freigeben.

Er nimmt fünf Ordner mit jeweils fünfhundert Seiten entgegen. Quittiert dafür. Auch hier wird das Material auf einer Art Servierwagen hereingerollt.

»Wir haben eine Auswahl zusammengestellt. Ihnen gegenüber muss ich nicht betonen, dass wir ein aktiver Dienst sind. Es gibt Grenzen der Transparenz«, belehrt ihn der Beamte und schaut dabei auf die Uhr.

»Darf ich fragen, welche?«

Er möchte loslegen, sich hineinwerfen ins Familienlabyrinth. Aber das Wort Transparenz macht ihn neugierig.

»Denken Sie an die Quellen, die für uns arbeiten. Wir können nicht riskieren, auch nicht im Rahmen von wissenschaftlichen oder anderweitigen Aufarbeitungen, dass bestimmte Details publik werden. Dazu sind wir als Nachrichtendienst verpflichtet.«

»Was für Details?«

Die Akten liegen vor ihm. Er kann das Papier riechen, aber dieser Archivar, scheint es, will etwas loswerden.

»Schützenswerte Details. Details, die unsere Quellen verraten würden. Herr Schmidt, wir kommen Ihnen hier heute sehr entgegen. Als Bearbeiter dieses Vorganges muss ich jedoch daraufhinweisen, dass Sie zu den Hintergründen einiger Personen keine weiteren Informationen erhalten werden. Nur für den Fall, dass Sie erwägen sollten, Folgeanträge zu stellen. Dies würden wir aus Gründen des Staatswohls ablehnen.«

Der Mann verzieht keine Miene. Er gestattet das Fotografieren der Dokumente. Dann ersetzt ihn eine junge Frau, die sofort ihre Illustrierten auspackt.

Vor ihm fünf Ordner.

Er kennt das Gefühl aus Berlin, aber es wühlt ihn auf wie beim ersten Mal. Als würde er den Boden halbwegs sicherer Erkenntnisse mit etwas sehr Instabilem tauschen.

Wie verrückt muss man sein, wie begierig, die alten Schalen platzen zu lassen, denkt er und beginnt zu blättern.

Zunächst findet er Briefpässe, also nachrichtendienstliche Expertisen der von den Eltern geschickten Geheimbriefe. Es geht um die Beschaffenheit von Papieroberflächen, um die Art der Klebstoffspuren, um die Suche nach Aufrauungen, Flecken oder Verfärbungen, also um Anzeichen, die auf eine eventuelle Öffnung durch die Staatssicherheit hindeuten könnten.

Es sind Seitenfüllende Analysen zu jedem einzelnen Brief.

Die Lage des Papiers im Umschlag wird beurteilt, nach Stempeldurchdrucken gesucht, auf verlaufende oder heller getönte Tinte, Schriftarten, Schreibeindrücke und das verwendete Schreibgerät geachtet, die Schrift des Tarntextes mit der Schrift auf dem Umschlag verglichen, UV- und andere Proben vorgenommen sowie untersucht, ob die Freilegung des Geheimtextes mit den verwendeten Entwicklungsverfahren (zumeist: Palermo) gut funktioniert hat.

Nicht nur die übermittelte Nachricht, auch der Tarntext darüber wird unter Sicherheitsaspekten bewertet. Wirkt das Geschriebene echt oder konstruiert, unglaubwürdig oder zu kurz?

Die sich mit enormer Sorgfalt um jedes Detail kümmernden Gutachten, die Außenstehende leicht langweilen könnten, langweilen ihn überhaupt nicht. Er schwelgt darin, weil sie ihm ins Gedächtnis rufen, wie er seine Eltern vor einem halben Jahrhundert belauscht hat, weil ihm die Konzentration des Vaters auf den »Lieber Onkel Walter. Wie geht es dir?«-Quatsch klarer wird, weil sich ein Kindheitsrätsel in etwas anderes verwandelt.

Er würde es die Technik der Täuschung nennen. Diese Belege scheinen sagen zu wollen, dass es ein Handwerk wie jedes andere sei. Hier und da sind die abgehefteten Nachrichten auch von ungewollter Komik. Etwa wenn die Zentrale eine dem Vater zugespielte »Anleitung für den Geheimschriftverkehr« mit den Worten beendet:

Lieber Freund! Wir haben Ihnen nun, in einer bewusst ausführlichen Darstellung gezeigt, wie Sie ohne Gefahr geheime Botschaften an uns übermitteln können. Wenn Sie sich den Inhalt unserer Anleitung nochmals vergegenwärtigen, werden Sie feststellen, dass keine Lücken offen geblieben sind. Wir haben für Sie an alles gedacht.

Dann stößt er auf die eigentlichen Meldungen des Vaters, also unverschlüsselte Informationen zur sowjetischen Stahlindustrie, Berichte über die Errichtung eines Fleischkombinates in Ulan-Bator, einer Druckvergasungsanlage in Plovdiv, Daten zur wirtschaftlichen Lage und den Lebensverhältnissen in Albanien, zum Export von Produktionsanlagen nach Ägypten, vertrauliche Mitteilungen über Fehlplanungen auf Ostberliner Baustellen.

Es sind mehrere Hundert Seiten, in denen der Vater als Ingenieur, so wie er ihn kennt, in die Welt blickt und liefert.

Auszüge davon fotografiert er. Ebenso Schaltskizzen, also schematische Darstellungen der Verbindungswege zwischen den verschiedenen Kontaktleuten. Wie in anderen Dokumenten wird der Vater dort als V-800,ioi geführt. Sein Verbindungsführer ist V-832,3 - das kann nur Albert Klackert, der Schwager der Eltern in Westberlin, sein.

Mittlerweile arbeitet Martin sich durch die vierte Mappe.

Es geht um Reisen des Vaters nach Albanien, wo eine Anlage zur Erzaufbereitung projektiert werden sollte. Beim Studium der fast vierhundert Seiten, die größtenteils aus dem Jahr 1961 stammen, bekommt er eine Ahnung von den Zweifeln der Vaters. Wie viel Kraft es ihn gekostet haben musste, seine verschiedenen Rollen zu spielen.

Auf den ersten Blick sind es die üblichen Berichte. Erwin Schmidt, Leiter einer ostdeutschen Expertengruppe, beliefert seine Abnehmer in Pullach: Reisedaten, Flugrouten mit Angabe der überflogenen Orte und Zwischenlandungen (zumeist Budapest und Belgrad), Umfang der Pass- und Gepäckkontrollen, behördliche Formalitäten, Eindrücke aus den Hotels und der Werkssiedlung im Gebirge, Schilderungen der Infrastruktur, Einschätzungen der jeweiligen Verhandlungspartner in den Ministerien für Bergbau und Außenhandel.

Das alles ist solide Agentenarbeit. Nach dem auch Martin bekannten Klassifizierungssystem würde er für diese Meldungen eine 6 geben. Das ist gutes Mittelmaß und für eine Reisequelle ideal. Auffällig hohe Bewertungen würden in der Zentrale nur störende Rückfragen vorgesetzter Stellen hervorrufen.

Während er dem Vater sozusagen posthum auf die Finger sieht, erinnert er sich, wie Kappelhoff ihm das Bewertungsschema des Dienstes erklärt hat: »Ai gibt es, wenn der Präsident der USA Akten aus dem Weißen Haus liefert und mindestens drei seiner Staatssekretäre oder der CIA-Chef die Echtheit bestätigen. Und F6 am anderen Ende der Skala ist anzugeben, wenn ein unheilbar Geisteskranker über seinen Flug zur Venus berichtet.«

Solche spaßhaften Zuspitzungen, spürt er beim Lesen, lagen seinem Vater fern. Er schildert die katastrophalen hygienischen Zustände im Hotel »Doni-ka«. Selbst abgehärtete Bergbauingenieure aus Freital und Leipzig legten mit ihm Protest ein und sie erreichten eine Umquartierung. Die Delegation konnte auf den unbefestigten, außerhalb der Städte nur mit Jeeps befahrbaren Schlammplätzen »weder Wegweiser noch andere Schilder, geschweige denn Fahrbahnmarkierungen« ausmachen. Seltsam ausführlich werden durch Tirana streunende Hunde oder die Taktiken bettelnder Roma beschrieben. »Junge Frauen, das habe ich selbst im Regierungsviertel beobachtet, überkleben ihre Babys mit rot verschmierten Pflastern und halten sie dann den Passanten entgegen.«

Selbst das linientreue Personal vor Ort kapituliert vor dem Niedergang. »Am Rande eines Empfangs in der DDR-Botschaft erklärte mir der zweite Sekretär, dass man in diesem Land nicht spazieren gehen könnte. Vor allem nicht zu zweit oder zu dritt, da die Gehwegplatten überall locker und schief lägen und dadurch jedes Beisammenbleiben unmöglich wäre. Zudem würden ungesicherte Baugruben lauern, in denen man sich den Hals brechen könnte. Nicht zuletzt wüchsen die Bäume hier an den ungünstigsten Stellen, wie der Diplomat sich ausdrückte. Ständig müsse man Zickzack laufen. Seine Frau und er würden sich nur noch chauffieren lassen.«

In der Aktensammlung findet sich unter dem Punkt »Stimmung in der Bevölkerung« auch die Beschreibung einer Sympathiekundgebung für Fidel Castro: »Die Einwohner Tiranas waren aufgefordert, sich auf dem Marktplatz zu versammeln und den kommunistischen Führern zuzujubeln. Wie mir auffiel, geschah dies keineswegs freiwillig. Viele versuchten, die Veranstaltung vorzeitig zu verlassen. Doch dies war unmöglich, da sämtliche Straßen und Gassen von der Polizei abgeriegelt waren.«

Es kommt ihm vor, als hätte der Vater durch den albanischen Spiegel über sich selbst berichtet. Er erinnert sich, wie dieser sonst so zurückhaltende Mann zu Hause fluchen konnte, wenn die Partei, der er übrigens nie angehörte, ihn wieder einmal zum Ernteeinsatz oder in die sozialistische Produktion abkommandierte und er deshalb Termine und Reisen absagen musste.

Er findet eine sich über Wochen hinziehende Korrespondenz über die Startbahn von Tirana. Der Vater meldet: »Betonpiste«. Die Zentrale dementiert: »laut unserer Kenntnis nur Schotterpiste«. Aber V-800,ioi beharrt auf Richtigkeit seiner Angaben. Seitenlanges bürokratisches Hickhack!

Im Ernst, Papa - mit solchen Kinkerlitzchen hast du dich beschäftigt? Wo bleiben deine Millionenverbrechen?

Martin durchstöbert weitere Mappen, Mappen über Mappen, und stößt auf Erstaunliches.

Aus dem Wust von fast dreitausend Seiten, aus der Amtsmaschine Pullach ertönt so etwas wie ein gellender Pfiff.

Februar 1965: V-800,ioi und dessen Ehefrau sind in Ostberlin verhaftet worden.

Das schlimmstmögliche Ereignis, die Panne, ist eingetreten.

Es muss Fehler, Nachlässigkeiten und Auslöser, irgendeine Gelegenheit für das Eindringen des Gegners in die Verbindung gegeben haben.

Vor ihm liegt der sogenannte PANNENBERICHT.

Es ist ein umfangreiches Dokument mit vielen der üblichen Stempel, Chiffren und Abteilungskürzel auf der Frontseite. Den Text durchziehen rote Filz-stift-Markierungen. Neben einigen Passagen prangen Ausrufezeichen, zum Teil in dreifacher Ausfertigung.

Er kann nicht glauben, was er da liest.

Dirk Brauns, Die Unscheinbaren. Roman

Galiani, Berlin 2019

ISBN 978-3-86971-188-1

S. 159-173

Aufgabe 4)

Onkel Albert, verheiratet mit Trude, einer Schwester von Martins Mutter Hedda, ist der Verräter von Martins Eltern gewesen. Das hat Martin in Pullach aus den vorliegenden Dokumenten erfahren (siehe Aufgabe 3). Als er das seiner Mutter erzählt hat, reagierte diese zu Martins Erstaunen völlig hysterisch!

Wer ist dieser Onkel Albert? Und warum wohl hat er 1965 seine Schwester und deren Mann bei der Stasi (dem Staatssicherheitsdienst der DDR) verraten? Notiere, was du über ihn erfährst.

Kernpunkte zu Onkel Albert

Auf der Heimfahrt kreisen seine Gedanken um Albert. Wenn er sich an den Mann seiner Tante Trude erinnert, wenn er versucht, Dinge wachzurufen, die weit zurückliegen, harmlose Episoden, unwesentliche Details eigentlich, die nur deshalb aufschlussreich sein könnten, weil dieser Verdacht im Raum steht, dann fällt ihm etwas Merkwürdiges ein.

Albert bot oft an, sie nach den Besuchen in der Bam-berger Straße mit dem Auto bis zur U-Bahn zu fahren. Die Station Augsburgener Straße lag zwei Straßenecken entfernt. Drei Minuten zu Fuß. Aber Albi, wie er genannt werden wollte, war sein Limousinen-Service ein Herzensbedürfnis.

Er sieht den Onkel vor sich, im Flur der Charlottenburger Wohnung, wie er sich lachend den Hut aufsetzt und betont, wie selbstverständlich es für ihn sei, wie gern er das tue. Man kam nicht umhin, das Angebot anzunehmen.

Mit den Eltern hat er nicht darüber gesprochen. Soweit er weiß, war Albis Um-die-Ecke-bring-Tick für sie kein Thema. Warum auch? Ein insbesondere am Vater und dessen Ingenieursarbeit Anteil nehmender Verwandter, dem eine Ähnlichkeit mit Heinz Rühmann nachgesagt wurde und dem die Ähnlichkeit, diese lausbubenhafte Leichtigkeit, wohl selbst am besten gefiel, der sie kultivierte, warum sollte man ihm einen Gefallen - noch dazu einen gegenseitigen - abschlagen?

Er kann sich erinnern, wie ihn Albert zur U-Bahn brachte. Das Auto war eine Knutschkugel, also eine Isetta, in die man durch die Fronttür krabbeln musste, um dann neben dem Fahrer direkt vor der Frontscheibe zu sitzen. Das Auto hat er vor Augen. Den Mann am Steuer ebenso. Stolz führte der alles vor, ließ sich aber auch darüber aus, dass eine studierte Fachkraft wie er sich nur diese winzige Knatterkiste leisten konnte.

Bei ihrer Übersiedlung besaß Albert einen 1600er BMW. Und mit diesem Wagen, das war ihm zwar aufgefallen, aber er hatte damals andere Sorgen, waren Mutter und er nie mitgefahren. Sie hatten die Neuanschaffung nicht einmal zu Gesicht bekommen. Eigenartig! Zumal Onkel Albert ein Autonarr geblieben war und den »entlaufenen Zonis«, wie er zu scherzen pflegte, sonst mit großem Eifer alles Mögliche zeigte und erklärte.

Der BMW, vermutet er nun, war ihnen aus ganz bestimmten Gründen vorenthalten worden.

Er kennt Albert kaum. Offiziell arbeitete der Onkel als Ingenieur in einem Baubetrieb. Er war mit Trude, der jüngeren und einzigen Schwester der Mutter, verheiratet. 1956 hatte er den Vater zur Spionage überredet. Er liebte Autos, aß bevorzugt Rinderroulade und war ein Lebemann. Nach ihrer Übersiedlung in den Westen half er ihnen, eine Bleibe zu finden. Später als Rentner besuchten Trude und er die Schwester bzw. Schwägerin Hedda häufig in Bayern. Während eines dieser Besuche starb Albert bei einem Verkehrsunfall.

Soweit Eckdaten, die ihm spontan einfallen.

Seine Mutter weiß mehr.

Die Frage bleibt bestehen. Warum hat sie zu schreien begonnen, als er ihr von ihm erzählte?

Dirk Brauns, Die Unscheinbaren. Roman

Galiani, Berlin 2019

ISBN 978-3-86971-188-1

S. 182-184

Aufgabe 5)

Martins Leben hat eine gute Wende genommen. Seine Tochter Mona ist mit Mann und Kindern nach Deutschland zurückgekehrt und bei Martin eingezogen. Sie soll später die Tierpraxis von ihrem Vater übernehmen. Martins Verhältnis mit Angelika ist sehr glücklich.

Gegen Ende des Romans löst sich auch das Rätsel, weshalb Martins Mutter so heftig auf die Enthüllung reagiert hat, dass ihr Schwager Albert der Verräter gewesen ist.

Lies das Fragment. Was erfährst du über Martins Mutter? Wie beurteilst du ihr Handeln?

Ihr Handeln:

Ich finde das

Er traut seinen Augen nicht, als er seine Mutter erkennt!

In grünem Mantel und dicken braunen Wollstrumpfhosen schwingt sie sich aus dem Taxi und betritt schnurstracks die Praxis.

»Was machst du hier?«, platzt es aus ihm heraus. Sein Mund steht weit offen.

»Dich besuchen, was sonst!«

Er ist von ihrem Auftauchen völlig überrumpelt.

»Ich habe Dienst... noch vierzig Minuten.«

Sie blafft zurück:

»Aber ich muss mit dir reden! Wo können wir das machen?«

Warum klopft sie nicht gleich - tak! tak! tak! - mit dem Stock auf den Boden und befiehlt, die Hacken zusammenzunehmen, ärgert er sich. Aber ihm fallen die hohlen Wangen auf, das nur von einer primitiven Klammer gehaltene Haar und die ungewöhnliche Solarium-Bräune auf ihrem Gesicht und den knochigen Händen. Als hätte sie sich mit einer Schutzschicht versehen wollen.

»Moment, bitte.«

Als er Mona Bescheid gibt, nickt diese nur, ohne den Mundschutz abzunehmen. Dass ihre Großmutter da ist, hat sie womöglich gar nicht verstanden, überlegt er beim Schließen der Tür.

Er führt seine Mutter nach nebenan, in die Privaträume. Offensichtlich gefällt es ihr dort nicht. Wie eine aufs Amt bestellte Besucherin steht sie bis obenhin zugeknöpft vor dem Kamin und rümpft die Nase.

»Gewaltig große Räume sind das!«

Außerdem hantiert sie an ihrem Hörgerät.

»Was meinst du damit?«

»So! Jetzt funktionieren meine Ohren wieder ... Ich meine damit, dass wir uns woanders unterhalten sollten.«

»Woanders?«

»Ja, hast du nicht irgendwas Kleines, Abseitiges? Einen Bereich ohne Telefonleitungen?«

Einen Bereich ohne Telefonleitungen!? Zwecklos, mit ihr zu diskutieren. Die Angst vor eingeschleppter Technik kennt er allzu gut. Dennoch oder gerade deswegen nervt sie ihn bei seiner Mutter. Nach mehreren abgelehnten Zwischenstationen - Gästezimmer, Schlafzimmer, Werkstatt - landen sie im ehemaligen Stallgebäude. In der von Spinnweben durchzogenen Ausweichpraxis, die, wenn überhaupt, nur noch im Sommer benutzt wird. Es gibt zwei Hocker. Auf dem Metalltisch kann sie ihre Handtasche ablegen. Besseres lässt sich über die Örtlichkeit nicht sagen.

»Abseitig genug?«

»Durchaus.«

»Also Mutter, wo brennt's?«

»Nirgends. Ich bin gekommen, weil ich dir etwas zu sagen habe.«

Sie wischt Staub- und Sandkörnchen zur Seite, tupft sie sogar mit feuchtem Finger vom Tisch. Er widersteht der Versuchung, von Keimen oder Hygienevorschriften anzufangen.

»Ja?«

»... ich ...«

Ihre Entschiedenheit weicht etwas anderem. Wie eine Rednerin vor dem Auftritt bewegt sie lautlos die Lippen. Dann sagt sie, ihn frontal anblickend.

»Es ging nicht anders.«

[...]

»Was ging nicht anders?«, fühlt er sich bemüßigt zurückzutragen. Sie knetet weiter ihre Hände.

»Wie soll ...«, hebt sie an und stößt hervor:

»Deine Vermutungen waren richtig. Albert, also ... diese Kreatur geht auf mich.«

»Wie >auf dich<? Was soll das heißen?«

»Ja, was wohl?!«

»Das weiß ich nicht, Mutter! Und ich hege auch keine Vermutungen ... Jedenfalls nicht solche.«

Was er zu verstehen meint, trifft ihn auf eine Weise, dass er fast vom Hocker rutscht und auf dem Fliesenboden landet.

[...]

Während die Mutter noch einmal innehält und Luft holt, muss er an den Vater denken. Dessen Talent zum Unauffälligsein war legendär. Aber der falsch spielende Profi schien diese Seite an sich nicht sonderlich zu mögen.

Als wäre Spionieren etwas für unreife Spinner!

Als müssten die Umstände schon sehr existentiell sein, um einen in so etwas hineinzuzwingen und den Firlefanz zu rechtfertigen.

1945 zum Beispiel, nach der Auflösung seiner Einheit bei den Arado-Flugzeugwerken, war der Vater fahnenflüchtig. Er besorgte sich die Ausweispapiere eines französischen, ihm vom Typ her ähnlichen Kriegsgefangenen. Damit schlug er sich bis nach Hause durch.

Und beim Einmarsch der Russen in Blankenburg versteckte er sich im Keller, lag unter dem Kohlenhaufen. »Wie man im Dreck überlebt, wusste ich. Ich war ein rabenschwarzes Tier, das von Großmutter gefüttert wurde«, hatte er ihm dort unten erzählt, als sie in irgendeinem Frühjahr wieder einsickerndes Wasser nach draußen pumpen mussten.

Einmal hat Martin ihn auch zur Nachrichtenaufnahme begleitet. Das musste zu der Zeit gewesen sein, als es dem frischgebackenen V-800,101 noch um Militärtechnik, Kasernenbelegungen und Truppentransporte ging. Sie fuhren mit dem Motorroller über Waldwege bei Oranienburg. Der Vater hielt irgendwo, ließ ihn die Maschine bewachen und schärfte ihm ein, laut zu pfeifen, falls jemand auftauchen sollte. Dann ging er austreten. Es war aber zu sehen, dass er zwischen den Wurzeln eines Baumes nach etwas suchte und es nach einer Weile fand. Ein gerolltes Blatt Papier. Es steckte in einem verkehrtherum in den Sandboden gedrückten Fläschchen.

Der Umstand, dass er mit elf, zwölf Jahren zu einem BK, also einem toten Briefkasten mitgenommen wurde, zeigt, wie leichtsinnig der Vater in den Anfangsjahren nachrichtendienstlich vorging. Das Absichern im Wald blieb eine einmalige Sache. Sie haben nicht darüber gesprochen. Er weiß weder, ob der Baum einen Arbeits-, einen Ersatz- oder Notbriefkasten darstellte, noch welche Information das Papierröllchen enthielt.

»Warum konnte Papa nie über dieses Thema sprechen? Es hat ihn doch beschäftigt.«

»So war er eben. Nach seiner Entlassung wollte er im Westen Fuß fassen. Mit 59 schrieb er wieder Stellengesuche. Er versuchte, alte Patente von sich zu aktivieren und tüftelte auch an irgendeiner Metallbiegemaschine. Zum Verarbeiten blieb keine Zeit und dann kam der Krebs.«

»Ja, eben. Ich habe doch mitbekommen, wie er kämpfen musste. All die Bewerbungen, das ihm so fremde Großtun und Klinkenputzen und vor allem die Absagen, immer wieder Absagen, obwohl sich Kappelhoff hinter den Kulissen bestimmt für ihn einsetzte. >Mein Sohn, hier zählt man mich zum alten Eisen<, hat er mir bei einem Spaziergang mal erklärt. Das muss kurz vor der Diagnose gewesen sein. Da war er so weit und wollte im Supermarkt um die Ecke anfangen.«

»Im Supermarkt? Unsinn! Davon war nie die Rede!«

»Aha«, meint Martin nur. Dieser Klarstellung wegen ist seine Mutter nicht hier. Sie setzt sich in Position, an diesem blanken Metalltisch. Wie eine Gräfin im Exil, denkt er.

»Ich werde nun etwas Besonderes schildern.«

»Das musst du nicht. Wirklich nicht.«

»Doch!«

»Aber warum?«

»Warum? Warum? Fragen kannst du hinterher stellen!«

Sie beginnt, über Albert zu reden. Den Mann ihrer Schwester Trude, diesen Charmeur und Einflüsterer. »Dass er uns ans Messer geliefert hat, habe ich lange Zeit nicht gewusst. Aber dass er es hätte tun können, war immer naheliegend. Das passte ins Bild.«

Sie spricht über seine gepflegte Erscheinung. Die englischen Hüte, die bevorzugt schwarzen oder dunkelblauen Anzüge, die gebügelten weißen Hemden. Über seine sonntäglichen Kaffeefahrten zu den Erbtanten in Wilmersdorf, für die er von der Familie verspottet wurde. Über seine jeden Zweifel und jede Kritik niederlächelnde Umgänglichkeit. Das fein gesponnene Korsett aus Absichten und Konventionen war selbst für seine Frau Trude schwer zu durchschauen.

»Auf den ersten Blick wirkte er patent. Er schien immer bester Laune zu sein«, erklärt seine Mutter ihm etwas, woran er sich selbst erinnert.

Sie beschreibt den Freundes- und Bekanntenkreis ihres Schwagers. Nicht nur Ingenieurskollegen von »Dyckerhoff & Widmann« waren darunter, auch Arbeiter, Handwerker, Angestellte, ein bekannter Operettensolist. Männer, die den Krieg überlebt hatten. Zuträger und Zechkumpel aus dem »Kulmbacher Eck«, seiner Charlottenburger Stammkneipe. In dem unweit der Wohnung in der Bamberger Straße gelegenen Lokal verschwand Albert nach Feierabend. Für eine Stunde. Als wären Bier und Plaudereien eine Art Arbeit.

Die Mutter erfuhr erst später von Kappelhoff, was der Quellenführer des Vaters schon während des Krieges bei der Sicherheitspolizei im besetzten Frankreich getan hatte: verdeckt zu ermitteln und eigene Netzwerke aufzubauen.

Für den geübten Strahlemann - Spitzname: Heinz Rühmann - war der Krieg keineswegs vorbei. Schon gar nicht im viergeteilten Berlin der Nachkriegsjahre, auf diesem lukrativen Markt der Informationen und Desinformationen.

»Wenn ich zurückdenke, muss ich mich keineswegs anstrengen, ihn sympathisch zu finden«, meint die Mutter.

[...]

»In den Jahren vor dem Mauerbau waren Papa und ich ja fast jedes Wochenende bei ihnen zu Besuch. Meist schon am Freitagabend.«

Er ahnt, worauf sie hinauswill. Die modern eingerichtete, geräumige Wohnung in Charlottenburg und das Getue, mit dem Albert und Trude die Ostberliner Verwandten am neuen Wohlstand teilhaben ließen, waren ein tiefsitzender Stachel.

Eine Lebensdemütigung.

Wenn sie darauf kam, blitzte Hass hervor. Ein siedender Neid, der sich mit dem Groll darüber verband, wegen der Schwiegermutter, eines Hauses und auch der Spionage wegen in der von ihr so verachteten »Zone« hängen geblieben zu sein.

[...]

In späteren Jahren ließ sie sich mitunter hinreißen, von ihrer Verhaftung zu erzählen. Bei Familienfeiern. Geradezu amüsiert. Als wäre es eine tolle Geschichte und sie selbst in der Rolle ihres Lebens. Wie sie am Morgen des 28. Februar hinter dem Haus einen Teppich im Schnee ausklopfte. Sie versuchte noch, die Schwärme von Krähen zu verscheuchen, die immer auf dem großen Walnussbaum kauerten, als es klingelte und sie zum Tor ging. Dort erblickte sie zwei »Riesentypen« und »wusste sofort Bescheid«, ließ ihren Teppichklopfer in den Schnee fallen. Dieses »sofort wissen« kam immer.

»Magst du Tee oder Kaffee? Wollen wir nicht doch ins Wohnzimmer wechseln?«, bietet er an. Umsonst. Sie ist wieder ganz Bürochefin, jongliert mit Fachbegriffen, als würde sie es jeden Tag tun.

Die interne dienstliche Untersuchung zu den Ursachen und Hintergründen der »Panne«, betont sie, hätte bis in die siebziger Jahre hinein gedauert. Da lebten sie alle ja schon im Westen. Auch der Vater wäre endlich aus dem »Lager X« in Hohenschönhausen freigekommen und übergesiedelt.

»Es hatte bereits vorher einige Befragungen durch Leute aus Pullach gegeben. Nach Papas Entlassung und unserem Wechsel nach München - also 1970, aber noch vor Ausbruch seiner Krankheit - begann das von vorn. Kappelhoff, in dienstlichen Belangen der erste Ansprechpartner, rollte noch einmal alles auf. Welche Meldewege, welche Versorgungswege hatte die Verbindung? Wie funktionierten die Kurierdienste? Postverkehr? Paketverkehr? Verwendete Nachrichtennittel und Container? Welche Sicherheitsvorkehrungen und Warnsignale waren vereinbart? Wie kam es zur zeitweiligen Stilllegung 1964? Insbesondere interessierte Kappelhoff sich für alles Finanzielle. Gehaltsmodalitäten, Absprachen, Kontovollmachten, bis hin zu Aufwandsentschädigungen und Prämienzahlungen.«

Sie beugt sich über den Metalltisch, als wollte sie ihrem Sohn etwas zuflüstern oder sich ereifern. Er rechnet bei ihr stets mit beidem.

»Obwohl wir uns zu einer Topquelle mit hohem Meldungsanfall und durchweg exzellenten Bewertungen entwickelt hatten, wussten wir nach dem 13. August 1961 praktisch nicht mehr, welche Zahlungen auf unserem Westberliner Konto eingingen. Was wir von Kurieren oder in verschlüsselter Form in den schriftlichen Anweisungen zu hören bekamen, waren immer nur Ausflüchte und Klagen über angeblich ausbleibende oder unregelmäßig eintreffende Gelder. >Mit Opas Rente klappt es nicht mehr.< Dieser Satz stand in jeder zweiten Mitteilung. Opas Rente war der Tarnbegriff für die Vergütungen.«

So nah, wie sie einander jetzt kommen, zwei schmale, glühende Gesichter in einem von Atemwölkchen erfüllten Raum, muss er daran denken, wie er als Halbwüchsiger aus Wut über ein verlorenes Spiel und die anschließenden Sticheleien mit einem Tischtennisschläger nach ihr schlug. Wohin er traf, weiß er nicht mehr. Aber dass der Schläger kaputtbrach und er beschämt,

wie zum ewigen Verlierer gestempelt, nur noch den Griff in der Hand hatte, daran erinnert er sich.

Wie kann man dieser Frau Paroli bieten, wie sie in die Schranken weisen und ihrer nimmermüden Dominanz begegnen, ohne sich dabei lächerlich zu machen?

Diese Frage stellt er sich bis heute.

Gleichsam auf Kohlen sitzend, wartet er, dass sie den Vorhang aufzieht und ihre Abrechnung präsentiert. Alberts Bestrafung.

Hat der gewiefte Onkel nicht gewusst, mit wem er sich einlässt?

Sie kommt auf ihren Schwager zurück, als würde sie eine Personalakte zitieren. Mit süffisanten Unterton nennt sie ihn oft nur bei seiner Deckbezeichnung: V-832,3. Wie sie mittlerweile wisse, hätte der Dienst ihn als Tipper, Forscher und Verbindungsführer von den Amerikanern übernommen. Aus Bemerkungen ihrer Schwester Trude schließe sie, dass er Mitte der fünfziger Jahre wiederholt im Hauptquartier der Amerikaner bei Frankfurt/Main gewesen sein muss. Diese Besuche dauerten mehrere Tage. Die An- und Abreise erfolgte mit Maschinen des US-Militärs. Heute sei sie in Sachen ihres feinen Schwagers und munteren Gewerbetreibenden darüber im Bilde, dass er nicht nur sprichwörtlich gern an den Quellen saß, sondern diese schamlos hinterging und ausnahm. Wie ein gewöhnlicher Dieb füllte er sich die eigenen Taschen. »Da kannte er keine Verwandten!«, meint sie, verbissen lächelnd.

»Nach dem Mauerbau, mit dem Kappen der meisten Verbindungswege zwischen Ost und West, hat er unsere eingehenden BND-Honorare komplett veruntreut. Und wenn ich komplett sage, dann meine ich komplett!«

Sie knipst ihre Handtasche auf und bittet, rauchen zu dürfen. »Selbstverständlich!«, erwidert er, vage in den Raum deutend. Sie fingert sich eine Fall Mall aus der Schachtel und ihm wird bewusst, dass er sie seit Ewigkeiten nicht mehr mit Zigarette gesehen hat.

»Hattest du nicht aufgehört?«

»Das ist korrekt.«

Bald riecht es wie in den Siebzigern, die für ihn wie keine andere Zeit den Westen repräsentieren, so wie er ihn brauchte. Ein Heilsversprechen in legerem Blaugrau. Sich auflösende und wieder nachwachsende Ringe und Kringel. American Tobacco. Dazu am besten Kaffee Hag und Bacardi-Rum - Manna für Selige wie ihn, die es auf die Insel geschafft hatten und nun lernen wollten, wie man vergisst.

»Es war vorbei und sollte mir eigentlich egal sein!«, sagt sie und hebt hervor, wie spät und nicht auf eigenes Betreiben, sondern durch eine Indiskretion sie von der Sache Wind bekam.

»Kappelhoff?«, möchte er wissen, erhält aber keine Antwort.

Sie spricht über Alberts und Trudes Unterstützung nach der Freilassung, ihr scheinbar harmonisches Zusammenleben in Charlottenburg, auch die Vermittlung der Neubauwohnung im Tegeler Forst, die sie dem Schwager verdankte.

»Ich habe mein Leben lang nach vorn gesehen, nach vorn sehen müssen. Manchmal bedeutet das, rechts und links auszublenden, verstehst du?«

Er nickt, will sie nicht unterbrechen. Mit Kappelhoffs (oder etwa nicht Kappelhoffs?) bösem Floh im Ohr müssen die Verwandten ihr aber irgendwann anders vorgekommen sein! So sehr kann niemand nur nach vorn schauen wollen, denkt er, auch nicht nach überstandener Stasi-Haft und mitten im Neubeginn. So viel Pragmatismus ist schwer vorstellbar.

Selbst bei seiner Mutter nicht.

Er greift hinter sich ins Regal und reicht ihr eine Pipettenschale als Aschenbecher.

»Eines Tages stand ich in der Garage. Das war schon in Bayern, wo Albert und Trude als umtriebige Rentner und Bergwanderer mich gern besuchten und nicht selten wochenlang blieben. Trude hatte mir gestanden, dass sie sich scheiden lassen wollte. Sie wäre schon beim Anwalt gewesen. Papa war längst gestorben. Dich habe ich in dieser Zeit kaum gesehen.«

»Ja und?«

»Ich suchte einen Putzlappen. Für Albert, der mich darum gebeten hatte. Er stand hinter mir und redete über seinen neuen Wagen. Fahreigenschaften, Vorteile des Automatikgetriebes, ein Lack namens Flintgrau metallic - die Bezeichnung hat sich mir seltsamerweise eingeprägt -, irgendwelche Gurtbringer und Skisäcke. Über solches Zeug verbreitete er sich ja andauernd. Und während ich zuhörte und gleichzeitig abschaltete - das war alles eigenartig - und dabei in Schubladen und Kästen kramte, KAM DER HASS HOCH. Rasend schnell, ohne Vorwarnung. Als würde ich in Flammen aufgehen. Es brannte so sehr, dass ich dachte, im nächsten Moment platzen oder mich übergeben zu müssen.«

»Und dann? Was hast du getan?« Sie lächelt, lächelt ihrem Sohn ins Gesicht. »Ich habe ihm seinen Putzlappen gegeben und beschlossen, dass er im Auto sterben würde.«

Dirk Brauns, Die Unscheinbaren. Roman

Galiani, Berlin 2019

ISBN 978-3-86971-188-1

S. 306-322

C) LESERURTEILE UND REZENSIONEN

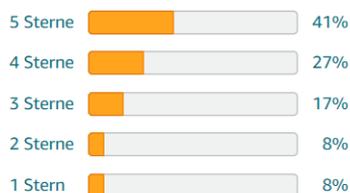
Aufgabe 1)

a) Leserurteile auf Amazon.de

Kundenrezensionen

★★★★☆ 3,9 von 5

68 weltweite Bewertungen



Auf der Webseite der größten deutschen Online-Buchhandlung Amazon geben viele Käufer*innen ihr Urteil über das Gekaufte. Hier einige Beispiele, a-e.

Lies sie durch.

Welche sind positiv?

.....

Welche negativ?

.....

Markiere grün, was du in diesen 5 Reaktionen gut findest, und rot, was du schlecht findest.

a) petra

5,0 von 5 Sternen ein spannender Roman

Rezension aus Deutschland vom 16. Februar 2019

Der Roman erzählt ein Stück deutscher Geschichte, von Spionagefällen zur Zeit des kalten Krieges und wie sie die Betroffenen Jahrzehnte später immer wieder einholt. Der Ostberliner Martin Schmidt muss als 18 jähriger die Verhaftung seiner Eltern, die als Agenten für den BND tätigen waren, miterleben. Dieses Ereignis holt ihn auch Jahrzehnte später immer wieder ein. Durch eine Sonderausstellung über den Alltag von Agenten soll Martin als Zeitzeuge interviewt werden und erhält somit Akteneinsicht zur Verhaftung der Eltern. So fügen sich die Puzzleteile seiner Vergangenheit zusammen. Wer hier einen James Bond Roman erwartet ist fehlt am Platz, vielmehr handelt es sich um eine Familiengeschichte, um dunkle Geheimnisse und um eine verworrene Mutter-Sohn-Beziehung. "Die Unscheinbaren" zeigt, wie die Spionagetätigkeit das Leben und den Lebensweg der Familienmitglieder nachhaltig beeinflussen kann. Es ist aus meiner Sicht ein rundum gelungener Roman, welcher mich voll und ganz in seinen Bann ziehen konnte und bei dem es mir ausgesprochen schwer fiel, das Buch aus der Hand zu legen. Für mich eine absolute Bereicherung, die ich sehr gerne weiterempfehle.

b) Silberschu

1,0 von 5 Sternen Langatmige, verwirrende Geschichte ohne Überraschungen

Rezension aus Deutschland vom 14. Juli 2020

Ich verstehe die sehr guten Bewertungen leider gar nicht. Ich habe davor 4 andere DDR Bücher gelesen und hatte mich sehr auf diese vielversprechende Geschichte gefreut. Ich hatte das Gefühl, keine der Handlungsstränge wird wirklich fertig erzählt. Manche Geschichten scheinen am Ende komplett irrelevant und man fragt sich, warum ganze Kapitel darauf verwendet wurden. Manchmal hört ein Kapitel mitten in einer Geschichte auf, um dann im neuen Kapitel wo ganz anders weiterzumachen. Ich fand die Geschichte auch absolut nicht

spannend sondern im Gegenteil wahnsinnig langatmig. Auf den letzten Seiten habe ich mich den großen Enthüllungsknall gewartet aber da kam nichts mehr... sehr enttäuscht und ich kann das Buch beim besten Willen nicht weiterempfehlen!

c) Tigerlilly

1,0 von 5 Sternen So lasch und unspektakulär dabei war der Titel nicht schlecht

Rezension aus Deutschland vom 19. Februar 2021

Es liest sich zäh, spielt in der Gegenwart, wenig Einblicke. Schade, der Titel verspricht viel aber äußerst langweilig geschrieben.

d) Conny Dreßler

5,0 von 5 Sternen Spionage aus einem ungewohnten Blickwinkel betrachtet.

Rezension aus Deutschland vom 16. Februar 2019

Martin Schmidt, lebt als praktizierender Tierarzt in Bayern. Vor einem Jahr verstarb seine Frau Emma, seine Tochter Mona lebt mit ihrer Familie in den USA und er trägt sich mit den Gedanken, seine Tierarztpraxis abzugeben.

In diesem Jetzt und Hier, wird er durch eine Anfrage des Spionagemuseums Berlin, von seiner Familiengeschichte eingeholt. Eine Geschichte, die zur Zeit des Kalten Krieges stattfand. Martin ist in Berlin aufgewachsen. Seine Eltern, Hedda und Dr. Erwin Schmidt, wurden 1965 von der Stasi wegen Spionage verhaftet. Um endlich damit abzuschließen, stimmt er einem Interview zu. Seine, in einem Heim lebende, Mutter Hedda ist von seiner Entscheidung nicht begeistert und hält damit, auf ihre wetternde, forsche und überlegene, teilweise schon überhebliche Art, die er schon sein Leben lang von ihr gewohnt ist, nicht hinterm Berg. Genauso wenig hält sie davon, dass seine Jugendliebe Angelika, schon vor ein paar Jahren versucht hat, Kontakt zu ihm aufzunehmen. Was sie ihm gnädiger Weise jetzt doch noch mitteilt. Martin macht sich auf eine Reise in seine Vergangenheit. Eine Vergangenheit, die ihn geprägt und sein ganzes Leben und das Leben seiner Familie auf unterschiedlichste Art und Weise beeinflusst hat.

„Die Unscheinbaren“ ist Dirk Brauns fünfter Roman. Obwohl Spionage, die Lügen und die Verhaftung der Eltern ein wesentlicher Grundstein des Romans sind, ist das Hauptanliegen des Autors, nicht die Spionage selbst, sondern die Menschen in dieser Geschichte. Wobei hier das Hauptaugenmerk auf Martin, dem Sohn, gerichtet ist. Es geht um seine Erinnerungen, was sie in ihm auslösen, wie er damit in der Vergangenheit umgegangen ist, und wie seine Familiengeschichte ihn und sein Leben beeinflusst und geprägt haben. Und auch das Leben der Menschen an seiner Seite. Hier wird sozusagen Spionage aus dem Bereich hinter den Kulissen beschrieben. Spionage aus einem anderen Blickwinkel. Für mich, als großer Fan von Spionageromanen, sehr ungewohnt und trotzdem sehr erfrischend zu lesen.

So wie in seinen Romanen vorher schon, hat mich auch diesmal wieder Dirk Brauns ganz persönlicher und spezieller Stil zu schreiben, eingefangen. Es ist die besonnene, präzise und ungeschminkte Art, sowie die kreative, lebhaft und kecke Wortwahl, die mich immer wieder begeistert und offen für ein ganz anderes Erzählen einer Geschichte, werden lässt. Seine Geschichten behandeln Themen, über die man heute lieber schweigt oder so laut und

aufreißerisch wie möglich erzählt. Es sind Themen, bei denen man eigentlich schon eine gewisse Erwartungshaltung hat, wie sie erzählt werden. Spionage z. Bsp. = Geheimnisse, Action und Spannung. Da Dirk Brauns Art Geschichten zu erzählen, doch auf einem eher ungewohnten Blickwinkel beruht, kann diese Erwartungshaltung auch ein Hemmschuh, für das Verstehen der Begeisterung für seine Bücher, sein.

„Die Unscheinbaren“ ist eine fiktive Geschichte, aufgebaut auf einen Teil der Familiengeschichte seines Vatis. Trotz der Fiktion sind die Personen sehr realistisch und glaubhaft dargestellt und die Geschichte hat mich bis zum Schluss, auf eine lebhaft, nachvollziehbare Art mitgenommen.

e) UH

5,0 von 5 Sternen Ein Roman als Ausschnitt deutscher Geschichte - packend erzählt

Rezension aus Deutschland vom 20. Februar 2019

Ein Roman als Ausschnitt deutscher Geschichte - packend erzählt.

Teils fiktiv, teils autobiografisch anmutend. Vielleicht auch deshalb fällt es einem schwer, das Buch wirklich beiseite zu legen.

Die Geschichte beginnt damit, dass der 18-Jährige Martin Schmidt miterleben muss, wie seine Eltern wegen Spionagetätigkeit für den BND vor seinen und den Augen der Großmutter verhaftet werden.

Viele Jahre später – im Rahmen eines Zeitzeugenprojektes des Spionagemuseums Berlin – hat Martin die Möglichkeit, die Irrungen und Wirrungen der Spionagetätigkeit seiner Eltern aufzuarbeiten.

Vor allem wird aber seine eigene Familiengeschichte in einem anderen Licht beleuchtet, die menschlichen Aspekte, was diese familiäre Vergangenheit in ihm auslöst und wie sie sein Leben geprägt hat und unbewusst immer noch prägt.

Eine Reise in die Vergangenheit von Martin Schmidt und seiner Familie, eine unvorhergesehene Offenbarung zum Schluss und ein Happy End?

Der besondere Schreibstil von Dirk Brauns in diesem, wie in den vorangegangenen Romanen, begeistert und berührt mich zugleich. Dirk Brauns nimmt einen in einer sehr glaubhaften Art und Weise direkt mit in die Geschichte hinein und beschreibt sehr authentisch nicht nur eine bewegende Geschichte resp. Familienchronik, sondern setzt sich mit den Schicksalen der einzelnen Charaktere intensiv auseinander und stellt z.B. schrullige Eigenheiten der Charaktere in einer charmanten und ungekünstelten Art dar.

So werden auch problematischere Aspekte unserer deutschen Geschichte – wie in diesem Fall – glaubhaft und überzeugend, aber auch in Dirk Brauns ureigener, unterhaltsamer Art und Weise erzählt.

Eine Familienchronik, die berührt!

Ich kann dieses Buch wirklich empfehlen.

b) Pressestimmen

Hier findest du eine Reihe von sehr kurzen ‚Pressestimmen‘. Darin sagen Fachleute kurz etwas über den Roman.

Lies sie durch. Lauten sie anders als die Buchbesprechungen der Amazon-Käufer*innen?
Oder vergleichbar? Und sind sie positiv? Negativ? Oder irgendwo dazwischen?

Markiere die positiven Äußerungen **grün**, die negativen **rot**, und die anderen **blau**.

Pressestimmen

Eine Geschichte, die relativ leise daherkommt, aber in diesen leisen Events nicht weniger dramatisch ist. ... Ich möchte allen, die wie ich 'Das Leben der anderen' sehr gerne gesehen haben, dieses Buch von Herzen empfehlen. -- Nicole Abraham — hr2-kultur

Einfach großartig. Herrlich unaufgeregt und trotzdem spannend. -- Miriam Semrau — hr2-kultur

Das Buch ist hilfreich, um die jüngere deutsche Geschichte zu verstehen, und gleichzeitig ein Familienroman, der den Leser fesselt. -- Romy Sydow — arte Journal

Eine Geschichte aus dem geteilten Berlin, eine wahre Geschichte, ein Familienroman, erzählt mit dem Abstand von fünfzig Jahren. (...) Ein gut geschriebenes Buch, das die verschiedenen Zeiten immer wieder geschickt ineinander übergehen lässt. -- Peter Körte — FAZ

Meisterhaft zeichnet der Roman die Suche eines Mannes nach der Wahrheit nach ... Der starke Roman von Dirk Brauns erschließt ein unbekanntes Kapitel deutsch-deutscher Familien- und Spionagegeschichte. -- Norbert Kron — MDR artour

Dirk Brauns nimmt mit seiner Geschichte sofort gefangen, vor allem, weil sie trotz aller fiktiven Elemente ein Stück deutscher Zeitgeschichte ist. — Psychologie bringt dich weiter

Eine ganz und gar unübliche Agentengeschichte, ohne Verfolgungsjagden in chromglitzernden Sportwagen, ohne geheime Treffen im Spielcasino, gerührte Martinis und eine schnell gezückte Walther PPK. [Brauns] sind andere Dinge wichtig: Vor allem, was dieses Gewerbe mit den Menschen macht – und wie es auch scheinbar Unbeteiligte ein Leben lang verfolgen kann. -- Stephanie Lubasch — Märkische Oderzeitung

Quelle: https://www.amazon.de/Die-Unscheinbaren-Dirk-Brauns-ebook/dp/B07K7Q9B4K/ref=sr_1_1?mk_de_DE=%C3%85M%C3%85%C5%BD%C3%95%C3%91&crd=2PHR2VOK1M99S&keywords=Die+Unscheinbaren&qid=1699891471&s=digital-text&srefix=die+unscheinbaren%2Cdigital-text%2C74&sr=1-1

D) WEBSEITE DIRK BRAUNS

Aufgabe 1)

Dirk Brauns, der Autorin von „Die Unscheinbaren“, hat eine eigene Webseite:

www.dirkbrauns.com

Sieh sie dir an. Wie beurteilst du diese Webseite?

<i>wunderbar - positiv – neutral – negativ – total schlecht</i>
<i>meine Argumente:</i>

Aufgabe 2)

Auf der Webseite des Autors steht auch ein Interview mit seinem Vater, der ja quasi Modell gestanden hat für Martin Schmidt, die Hauptperson im Roman. Lies es durch. Unterstreiche die für dich wichtigsten und/oder interessantesten Punkte.:

Interview des Verlages Galiani Berlin mit meinem Vater, Dr. Rainer Brauns

Galiani Berlin: Können Sie sich in Martin Schmidt, der Hauptfigur des Romans, wiederfinden?

Rainer Brauns: „Die Unscheinbaren“ erzählt eine Geschichte, die von der gelebten Wirklichkeit unserer Familie stark abweicht.

Charakterlich ist mir Martin Schmidt möglicherweise nicht unähnlich. Aber meine Biografie, auch mein Berufsweg, verliefen völlig anders. Ich bemerke eher eine gewisse, faktische Nähe zu meinem vor zwanzig Jahren verstorbenen Bruder. Er siedelte in den Westen über und wurde Tierarzt.

Manche der im Roman geschilderten Abläufe - insbesondere die Verhaftung und Vernehmung meiner Eltern durch das Ministerium für Staatssicherheit - beruhen auf Tatsachen. So oder ähnlich ist das damals passiert. Den weiteren Verlauf der Handlung aber hat mein Sohn erfunden. Da gibt es nur wenig Bezüge zum realen Geschehen.

Galiani Berlin: Inwiefern haben Sie Ihren Sohn beim Schreiben des Buches unterstützt?

Rainer Brauns: Wir haben intensiv geredet. Zu Beginn seiner Recherche vor etwa drei Jahren, aber auch noch später, während des Schreibens. Nicht selten rief er an und erkundigte sich nach irgendwelchen Details: die Raumaufteilung des Hauses oder Apfelsorten in unserem damaligen Garten. Insbesondere zum Ablauf der Verhaftung meiner Eltern im Februar 1965, aber auch zu den Lebensverhältnissen im Berlin-Blankenburg jener Zeit habe ich ihm Fragen beantworten können. Wir waren auch gemeinsam vor Ort und trafen den Chronisten der Gemeinde.

Erwähnen möchte ich, dass mein Sohn Archivmaterial der Staatssicherheit und des Bundesnachrichtendienstes einsehen konnte. Auch darüber haben wir uns ausgetauscht.

Beim Schreiben aber blieb ich Zaungast und habe erst das fertige Manuskript einsehen können.

Galiani Berlin: Wie war es für Sie, diese Geschichte zu lesen?

Rainer Brauns: Der Roman, obwohl fiktiv, hat mich sehr berührt, da die Verhaftung meiner Eltern - als entscheidendes und tiefgreifendes Ereignis meiner Jugend - den Ausgangspunkt für meinen weiteren Lebensweg bildete.

Beschriebene Personen und Orte sind eng mit meinem damaligen Leben verbunden.

Durch die ausführlichen Gespräche mit meinem Sohn traten die nach über fünfzig Jahren verdrängten negativen Erfahrungen wieder in den Vordergrund, weshalb ich dem Vorhaben anfangs skeptisch gegenüberstand. Mit der schrittweisen Einbindung in die Recherchen wurde diese anfängliche Skepsis jedoch überwunden und ich habe ihn unterstützen können.

Als Zeitzeuge ist meine Sicht auf den Roman sicher eine andere als die eines neutralen Lesers. Die Charaktere des Buches sind mir sehr vertraut. Dadurch entstand beim Lesen ein ungeheurer Sog. Von Neugier angetrieben habe ich das Buch verschlungen.

Aufgabe 3)

Lest bitte zu zweit folgenden Beitrag durch. Notiert mindestens 5 Punkte, die euch auffallen.

Porträt meines Vaters, Rainer Brauns, "[Spionage: Die Schatten der Vergangenheit](#)" anlässlich des 9. November 2019 auf [einland.net](#)

Aufgabe 4)

Hört euch in einer kleinen Gruppe bitte folgenden Beitrag im Schweizer Rundfunk an. Thema: „Die Unscheinbaren“. Dauer: gut 12 Minuten. In der ersten Hälfte der Sendung fasst Felix Münger den Inhalt des Romans zusammen. Anschließend spricht er mit dem Autor über die Hintergründe des Romans.

Radio-Gespräch über die Hintergründe des Romans mit Felix Münger im SRF 2 Kultur (Schweizer Radio)

[SRF 2 Kultur "52 beste Bücher" | 10.02.2019 \(Kurzfassung\)](#)

Welche neuen Dinge habt ihr gehört? Notiert:

1.

2.

3.

...